

Vorjahr keine ungarischen Wechsel aus dem Portefeuille der Bank nothwendig geworden, ist noch nicht beweiskräftig, wenn auch bemerkt werden muß, daß der Bankleitung andere Beweise nicht zur Verfügung stehen. Aber in den Zeiten des wirtschaftlichen Aufschwunges, solange der Grund und Boden constant im Wert steigt und solange die Industrie im Aufblühen ist, ist es wahrlich keine Kunst, keine Verluste zu erleiden, besonders für ein Institut, welches für seine Creditgewährung an die Einhaltung so genauer Cautelen gebunden ist, wie die Bank. Ob man in den Zeiten der Blüte genug Vorsicht und Voraussicht betätigt hat, das zeigt sich zumeist erst im Stadium der Depression oder der Krise. Wir wollen hoffen und annehmen, daß die Bank thatsächlich mit der größten Solidität arbeitet, erinnern müssen wir uns bei dieser Gelegenheit aber — ohne irgend welche Schlussfolgerungen bezüglich der Bank daran zu knüpfen — daß man während der ganzen Wiener Haussperiode nicht genug die Solidität unserer Banken zu rühmen wußte, bis sich schließlich herausstellte, daß wenigstens die Mehrzahl unter ihnen einerseits durch viel zu große Reportbewilligungen an Großspeculanten gefündigt hatte, andererseits mehrere Banken in ihren Wechselstuben nicht viel vorsichtiger gearbeitet hatten als Börsencomptoirs und genöthigt waren, ihre Spieler-Clientel ebenso im Krach zu executieren, wie das letzte Börsencomptoir.

Die Börsen verkehren in ausgesprochener Haussentendenz, allen voran die Wiener Börse. Das wäre vielleicht nicht erstaunlich, denn es ist nichts seltenes, daß ein durch die Speculation hervorgerufenenes hohes Coursniveau, welches sodann wieder aufgegeben werden mußte, nachträglich durch die Anlageläufe des Capitals wieder erreicht und ratificiert wird. Es soll ja gerade die Aufgabe der Speculation sein „als Pionnier zu dienen“ und „die Zukunft zu escomptieren.“ Schade, daß die Fourage gewöhnlich im Nachzug kommt und die Pioniere daher gewöhnlich durch mangelnde Zufuhr an Lebensmitteln — in diesem Falle durch mangelnde Geldmittel — zugrunde gehen. — Es bleibt dabei übrigens zweifelhaft, ob man sich nicht ebensogut oder besser ohne diese Pioniere — die Speculation — behelfen könnte. Wie dem auch sei, die Courssteigerung nach dem Krach wäre an sich nichts anormales. Bedenklich wird sie nur dadurch, daß die Anlageläufe des Capitals weniger theil daran haben, als — die Speculation, vor allem die bekannnten Großspeculanten, welche schon wieder kein Maß in ihren Effectenläufen kennen und zu glauben scheinen, daß ihnen bei dem billigen Geldstand und der ruhigen politischen Lage, nichts geschehen könne. Sie vergessen dabei, daß die politische Krise auf der Balkanhalbinsel nicht gelöst ist, sondern nur überwintert, und daß die Course infolge irgend einer ungünstigen Nachricht ebenso rasch und bei ebenso geringen Umsätzen fallen könnten, als sie jetzt steigen; besonders da die Geldgeber, welche ihre Mittel der Speculation wieder recht freigebig zur Verfügung zu stellen scheinen, dieselben sofort zurückziehen werden, wenn die politische Situation sich ungünstiger gestalten sollte.

Kunst und Leben.

Die Premidren der Woche: Paris: Odéon, „Le Modèle“ von Henry Fouquier und Georges Bertal. Variétés, „Une semaine à Paris“ von Monécal und Blondeau. Vaudeville, „Lolote“ von Meistiac und Halévy, „En visite“ von Henri Lavedan, „la bonne Hélène“ von Jules Lemaitre. — Turin: Alfieri-theater, „Innanzi il levar del sole“ von Gerhart Hauptmann. — Berlin: Deutsches Theater, „Liebele“ von Arthur Schnitzler. Lessingtheater, „Der Thron seiner Väter“ von Fedor Zobelitz. Residenztheater, „Hotel zum Freihafen“ von Georges Feydeau.

Im deutschen Volkstheater ist der „Mann im Schatten“, ein Schwank von Carlot Gottfried Neuling, durchgefallen. Gähnend hat man ihn angehört, zischend ist man fortgegangen. Unliterarisch, von einer rohen und unbeholfenen Mache, allerhand Muster ohne Witz gewaltsam äffend, selbst der Galerie zu trivial, dabei von unmaßgebenden und prahlrischen Allüren, verbiente er es nicht besser. Man fragte sich, was denn wohl die Direction eigentlich verleiten konnte, ein so trauriges und leeres Stück zu geben. Aber sie ist dieses Mal freizusprechen: sie kann sich mit seinem Berliner Erfolge entschuldigen. In der That hat diese wüste Posse den Berlinern gefallen, denselben sonst so grausamen Berlinern, die es lieben, Dichter mit Ingrim zu verhöhn; und ihre gern wüthenden Recensenten haben ihr literarischen Wert zugesprochen. So war es ein boshafter, aber lustiger Gedanke, sie in Wien aufzuführen, damit man wieder einmal sieht, was von den Urtheilen der Berliner zu halten ist. Sie möchte ein Duodlibet von erprobten sicheren Scenen anderer Stücke sein, aber es gelingt ihr nicht. Aus dem Pelikan, den Cabotins, dem kleinen Mann, dem Zigeunerleben und dem Hypochonder holt sie, was dort wirkt; aber wie sie es bringt, wirkt es hier gar nicht mehr. Ein Philippi oder Otto Bischer will der Autor sein; aber er kann nicht einmal das: in seinen groben Händen brechen alle Treffer ab; was er berührt, wird stumpf und schal. Das nennt man dann in Berlin literarisch. Es ist doch gut, daß diese vorlaute Stadt im Theaterwesen jetzt nichts mehr gilt und der Befehl über die deutschen Bühnen wieder an uns gekommen ist. — Von der Darstellung ist ein Herr Fischer zu nennen, bisher nicht bekannt. Mit einer winzigen Charge hat er das schlafende Haus geweckt; die fünf Minuten, die er auf der Bühne war, konnte man lachen. Es wäre möglich, daß in diesem unscheinbaren Manne die komische Kraft steckt, die dem Volkstheater leider so lange schon fehlt.

Es wird niemandem gelingen, aus dem Schwank der Herren Léon und Waldberg, der „Wettrennen“ heißt und im Raimund-

theater gegeben wird, ewige Wahrheiten abzuleiten, nicht einmal a contrario. Trotzdem ist es wahr, daß man sich dabei unterhält. Das Stück hat in seiner Grundidee die Structur eines wirklichen Lustspiels; zumindes ist die Hauptfigur, der alternde, eitle Künstler, der sich vor der Concurrenz der Jugend fürchtet und an die blinde Bewunderung seiner Familie und guter dummer Freunde klammert, eine Lustspielfigur. Allein statt dieses Sujet in der geraden Richtung seiner Fasern zu verfolgen, haben die Autoren es gestuzt und verkrümmt und mit der traditionellen Auslese von Posseneinfällen vollgepropt. So ist aus einem guten Lustspielstoff ein beinahe guter Schwank geworden. Fr. Niese und Herr Schildkraut bringen ihre dankbaren Partien vollkommen heraus, Herr Klein hat in eine blasse, unbedeutliche Rolle seine starke, männliche Erscheinung gestellt.

Diese Woche brachte zwei Operetten; man kann kaum entscheiden, welche langweiliger ist. „Sataniel“, die Premidre des Carltheaters, hat ein Libretto, dessen Dummheit handgreiflich, concret, am liebsten möchte ich sagen, massiv ist. Die Musik des Herrn Ferron führt auch nicht weit weg aus dieser niedrigen Region, und nur eine Einlage französischer Chansons im zweiten Act, von Fr. Stojan und Herrn Steinberger glänzend gebracht, nimmt den Zuhörer mit. Im „General Gogo“, den das Theater an der Wien spielt, hat die Hisslosigkeit und Leerheit des Textes sogar über Girardi gesiegt. Die Witze der Herren Wittmann und Davis sind wiederum derart, daß man sich immer nachträglich erinnert, einen überhört zu haben. Die Musik von Adolf Müller jun. macht einen intelligenten, aber armseligen Eindruck.

Auf dem Umweg einer Dedication an das „böhmische Streichquartett“ kam in der dritten Soirée desselben am 27. Jänner 1896 ein neues Streichquartett eines noch in der Theater- und Musikausstellung uns viel versprochenen böhmischen Componisten Carl Bendl zur Aufführung. Zunen, im Werk, waren alle Gedanken ohne redliche Beziehung zu einander und nur nach außen thaten sie, unter dem berichtigten Deckmantel der „Mache“, als wären sie alle in derselben Phantasie und in derselben Zeit geboren. Am besten schien der zweite Satz, quasi presto, aber trotz allem Schubert'schen Rhythmus blieb auch dieser Satz nur ein quasi-Stück. Leicht zu arrangierende Adagioposen machten den dritten langsamen Satz aus — auch ein quasi-Stück. Kurz, alle Länge des Werkes war da, weil der Componist, wie es nun Brauch ist, die Länge durchaus er „langt“ haben wollte. Man pflegt in solchen Fällen die „Mache“ für sich zu loben, und die Abwesenheit der Phantasie zu constatieren. Nun, wir wissen, das Wort „Mache“ hat in seiner Anwendung auf Musik längst den Beigeschmack eines gemeinen Schneiderwortes, und wo eine „Mache“ zu loben ist, ist nichts zu loben. Indessen „de senibus nil nisi bene“. Carl Bendl ist heute alt und mag in seinem Leben viel Verdienste für sich in Anspruch nehmen. — Nicht viel besser war eine andere Kammermusik-Novität, die das Quartett Kofe am darauffolgenden Abend, am 28. Jänner, gebracht. Es war dies ein Clavier-Quintett op. 5, B-Dur von Giovanni Sgambati. Es ist schwer zu sagen, ob Sgambatis Phantasie mehr aus sich selbst heraus erregbar, als von außen anregbar ist. Jedenfalls scheint sie leicht beweglich und ansprechend, aber die leichte Mechanik der Phantasie bürgt leider nicht für das, was die Phantasie hervorbringt. Ein Schüler und Landsmann Sgambatis Herr Ernesto Con solo hat die feinsten und subtilsten Absichten in den Clavierpart des Werkes hineingetragen. Neben den Novitäten gab es an beiden Kammermusikabenden des Schönsten genug. Die „Böhmen“ spielten Schuberts Claviertrio B-dur mit Alfred Grünfeld, der mit schönem und glücklichem künstlerischen Sinn die Klangfarben des Clavieres den Klangfarben der Violine und des Cello anpaßte und unvergleichlich die originelle Scherzo-Rhythmik Schuberts zur Darstellung brachte. In Schumanns Streichquartett A-dur, das zuletzt kam, schien das Tempo des ersten Satzes ein wenig zu langsam. Sollte etwa die in der Partitur angeführte Metronom-Bezeichnung auf jenes Tempo geführt haben, so mag, was übrigens bekannt ist, erinnert werden, daß die Metronom-Bezeichnungen der Streichquartette nicht richtig sind, da Schumanns Metronom schlecht gewesen. Das Quartett Kofe brachte außer Sgambati Beethovens Quartett op. 18, Nr. 6, und Goldmarks Streichquintett op. 9. Herr Kofe wird immer impulsiver und tiefer, und sein „Quartett“ könnte, wollte ein gültiges Schicksal dem Violaspieler Herrn Hugo v. Steiner einige Wärme zuführen, eine Wärme erreichen, um die es auch die „Böhmen“ beneiden müßten. — Am 1. Februar spielte Fräulein Marie Segel im Vereine mit den Herren Professoren Kufala, Baumgärtel, Bachrich, Simandl und den Mitgliedern der Hofoperkapelle Herren Wipprich und Rehn das lange nicht gehörte große Septett von F. H. Hummel, op. 74 „Meisterbehaglichkeit“ macht auch den Zuhörer behaglich, vorausgesetzt, daß er wirklich das fühlt, was Schumann gefühlt hat, als er das glückliche Wort F. H. Hummel auf den Leib geschrieben. Leider droht ein behagliches Gefühl für „Meisterbehaglichkeit“ sehr bald in ehrfürchtvolle Langeweile überzugehen. Ein „Aussmarnachlaß“ — auch dieses Wort steht in der berühmten Recension Schumanns über Hummel — ist eben eine weit drohendere Thatsache, und wirkt nach der negativen Seite intensiver, als jene bloße „Meisterbehaglichkeit“ nach der positiven. Das schöne Temperament, das Fr. Segel dem Clavierpart in Hummels Septett widmete, führte sie glücklich durch ihr ganzes Programm durch. Die Art, wie sie spielte, war in einer starken Willenskraft und erstem Künstlerfinn begründet.

Bücher.

Oda Olberg: „Das Elend in der Hausindustrie der Confection“. Leipzig, Verlag von Wilt. Grunow, 1896.

Dieses Büchlein, eine warmherzig und berechtigt verfaßte Darstellung des unsäglichen Elends, das auf einem der Hauptgebiete moderner Hausindustrie